

Taunus-Blätter

Unterhaltungs-Blätter / Geschichte und Heimatkunde

Wochen-Beilage zur Taunus-Zeitung

Kelkheimer- und
Hornauer Anzeiger

Nassauische Schweiz ✧ Anzeiger für Ehlhalten,
Eppenhain, Glashütten, Ruppertshain, Schloßborn

Falkensteiner Anzeiger
Fischbacher Anzeiger ✧

2. Jahrgang

Geschäftsstelle:
Hauptstraße 41

Dienstag, den 4. April 1916

Preisprophet:
Königstein 44

Nummer 14

Schloß Hohenstein.

Roman von Philipp Franz.

— Nachdruck verboten. —

3

„Das war vor Ausbruch des Sezessionskrieges, nicht wahr?“

„Jawohl, gnädige Frau, denn das Ende dieses langwierigen und erbitterten Krieges hat er nicht mehr erlebt. Der alte William Sharp war ein Republikaner mit Leib und Seele, ein leidenschaftlicher Anhänger Lincolns, und hatte wegen seiner oppositionellen Denkwiese im Süden viele Feinde. Es war daher nicht zu verwundern, daß sich schon in der allerersten Zeit des Krieges Gruppen bildeten, die es sich zur Aufgabe stellten, ihn um die Ecke zu bringen. Eines Nachts erfolgte auf eine der Sharpschen Farmen seitens einer bewaffneten südstaatlichen Bande ein Überfall. Der Angriff wurde abgeklagt, aber mein Sohn fand seinen Tod dabei. Er hatte den alten Sharp mit seinem eigenen Leibe gedeckt, und, sehen Sie, diese starke Tat, diesen Opfertod hat man ihm nicht vergessen. Jedenfalls ist es eine außergewöhnliche Sache, daß eine Familie, die heute zu den berühmten „Bierhundert“ von New York, zu den Goulds und Astors zählt, ihre Heimat verläßt, um diejenigen kennen zu lernen, die seines Blutes sind.“

„Allerdings — und das mag wohl doch ein Trost für die arme Frau sein.“

„Um, ja — sie wird von den beiden Damen sehr verhätschelt — und speziell mein Wildfang hier (indem er auf Selma zeigte) ist durch sie in ein Fahrwasser geraten, das sie sich nicht schöner hätte wünschen können. Sie tollt fast ebenso häufig in der Stadt herum wie hier im Wald. Die Sharps haben sich auf dem Mählberg angekauft, sie sind die Grenznachbarn Philipp Staufens geworden, der ein warmer Freund meines verstorbenen Sohnes war, und so haben sich Beziehungen gebildet, die man als die angenehmsten und wünschenswertesten der Welt bezeichnen könnte, wenn nicht das Schicksal sie so sehr verdüstert hätte.“

„Na, lassen Sie die Hoffnung nicht sinken. Ich weiß nicht, ob ich Frau Günter eine angenehme Gesellschafterin bin, aber jedenfalls möchte ich nicht versäumen, ihr meinen Pfingstgruß zu überbringen, obwohl ich nicht weiß, ob ich darauf rechnen darf, daß Sie mich begleiten.“

„Aber selbstverständlich“, versetzte das muntere Mädchen, und da auch der Forstrat ihr seine Gefolgschaft in seiner ehrlichen aber trockenen Art zusicherte, so war die Stimmung, in der die Herrin von Hohenstein ihre Wallfahrt antrat, die allerbeste.

So wenig der alte Weidmann aus seiner Haut herauskam, so anpassungsfähig erwies sich die Tochter. Sie wußte sich mit der ihr eigenen Liebenswürdigkeit und Sicherheit sehr schnell in die Anschauungs- und Denkwiese der

Freifrau hineinzufinden und nahm dieselbe so vollständig in Beschlag, daß man sich vor dem Jagdhaufe befand ohne zu wissen wie.

Das in altdeutschem Stil errichtete, hübsche und wohnliche Gebäude lag hart an der Ostwand des Talkessels und hatte zwei Zugänge, einen von der Westseite aus dem Tale her und einen von dem Schlosse her, der direkt über die Wand hinabführte. Den letzteren Weg wählte die kleine Gesellschaft, deren Ankunft durch das Gelläuf von fünf oder sechs Hunden signalisiert wurde. Sonst war alles totenstill im Hof. Vor dem Seitengebäude, das etwas abseits stand, klopfte ein alter Jagdknecht seinen Sonntagsstaat aus und in dem Hause selbst fand man niemand als eine alte Magd, welche in der Küche mit Kartoffelschälen beschäftigt war.

Von dieser erfuhr man denn, nachdem Selma vergebens alle Zimmer des Hauses nach ihrer Mutter durchstöbert hatte, daß sich die Frau des Forstrates an ihrem Lieblingsplatze am Brunnen befinde, der dem Hause gegenüber am Ende eines hübschen schattigen Ganges lag. Es sei wohl noch ein bißchen kühl da, aber sie hänge so daran und sie habe ihr ihren Sessel und ihre Tücher hingetragen und sie fühle sich nicht im geringsten krank, viel besser als gestern, und die Ruhe würde ihr sicher gut tun.

Es war tatsächlich ein idyllischer, friedlicher Aufenthaltsort, dieses Plätzchen am Brunnen. Der schmale Weg, zwischen dem Weiher und linksseitig zwischen mächtigen, von grünem Buschwerk überwachsenen Felswänden hindurchführend, mündete in eine Vertiefung aus, deren Mittelpunkt eine Art Cisterne bildete. Die Cisterne wurde von einer Quelle gespeist, die aus der Felsenwand hervorsprudelte und führte das Wasser in hübschen kleinen Raskaden nach dem Weiher ab. Es war hier schattig und kühl, Sitzbänke und ein kleiner steinerner Tisch standen in der Mitte und sicherlich würde selbst ein weniger erregtes Gemüt, wie dasjenige Mariens, von einem Ort bezaubert worden sein, der durch das Geplätscher des Wassers und das Gezwickel der Vögel in den Büschen Melodie und Stimmung erhielt.

Hier saß Frau Günter und lauschte der sonoren Stimme einer Dame, die betend über einem aufgeschlagenen Buch die andere Seite des durch einen Strauß weißer Rosen geschmückten Tisches einnahm. Eine energische, aber nicht unschöne Frauenerscheinung, die einfach, fast klösterlich gekleidet war und keinen anderen Schmuck trug als um den Hals ein goldenes Kreuz.

Die Kranke saß still, ganz der betenden Stimme ihr gegenüber hingegeben, in einem lederbezogenen Sessel und ihre harten, verarbeiteten Hände, die zu ihrem sanften Gesicht in einem seltsamen Widerspruch standen und auf eine keineswegs verwöhnte Vergangenheit schließen ließen, lagen in fortwährend nervösen Zuckungen über dem feinen indischen Gewebe, welches trotz des warmen Sonnenscheines um ihre Schultern geschlungen war. Sie schien so sehr der Welt ent-

...zu sein, daß sie ihre Besucher erst gewahrt wurde, als sie vor ihr standen.

„Haben wir Sie gestört?“ fragte Frau von Riethweiser.

„O nicht im geringsten,“ versetzte die Kranke, „es ist sehr schön von Ihnen, daß Sie sich einmal nach mir umsehen — aber ich sehe, daß ich Ihnen nicht einmal einen ordentlichen Platz anbieten kann.“

Die Herrin von Hohenstein hatte sich schon auf der nächsten der moosbewachsenen Steinbänke niedergelassen und ergriff beschwichtigend eine der schwachen Hände der Frau, ehe die „Ordensdame“, wie man scherzweise die Schwester der Frau Günter zu bezeichnen pflegte, sich zu ihrer Begrüßung erheben konnte.

„Margarete Wittmer, meine Schwägerin,“ sagte der Forstrat.

Die klugen grauen Augen in dem asketischen Gesicht der „Ordensdame“ hefteten sich prüfend auf die vornehme Erscheinung der Besucherin.

Dann wanderten sie nachdenklich zu den weißen Rosen auf dem Tisch.

Sie schlug ihr Buch zu und ein dunkler Schatten breitete sich über ihre Züge aus.

Der Eintritt Frau von Riethweisers in die große Welt hatte sich in verhältnismäßig befriedigender Weise vollzogen, als man es vorausgesehen hatte. Der „Feldzugsplan“ des Herrn von Wetterstein war in allen seinen Punkten so gewissenhaft als möglich durchgeführt worden, und die schöne Frau hatte mit vollen Zügen den feinen, aber berausenden Duft eingeatmet, den die Schmeicheleien höflicher Bewunderer und das Beispiel einer in Prachtentfaltung wetteifernden Gesellschaft, die sie bisher bloß vom Hörensagen gekannt, in sich trugen. Der Freiherr hatte einige Bekanntschaften erneuert, welche seine Rückkehr in die Heimat und seinen Wiedereintritt in die Gesellschaft, wie es schien, mit offener Freude begrüßten und der jungen Frau jeden Dienst zu erweisen suchten, dessen sie in den fremden und ungewohnten Verhältnissen zu bedürfen schien. Wie sie sich sehen ließen, war sie der Gegenstand eines fast schmeichelhaften Interesses, und man konnte jene unbefangenen und dennoch vielsagenden Blicke, jenes halblaute Geflüster wahrnehmen, wodurch sich in der großen Gesellschaft „Ereignisse“ verrieten. Die Männer bewunderten und die Frauen beneideten sie, und so hatte sie, nachdem die vom schönsten Wetter begünstigten Festtage verräuscht waren, mit einer etwas nachdenklichen Miene ihre Berufspflichten als Hausfrau in Hohenstein wieder aufgenommen.

In den stillen Tagen, die jetzt folgten, wandte sie sich wieder mit verdoppeltem Eifer ihrer Lieblingsidee — der Renovierung des nördlichen Schloßflügels — zu. Ihre Gäste hatte sie auf unbestimmte Zeit verlassen. Philipp Stausen war nach Hause gefahren, um dort wieder einmal nach dem Rechten zu sehen, und Cajus Cleverton war einer Einladung des Herrn von Wetterstein in dessen Junggesellenheim in der Dranienstraße in Wiesbaden gefolgt, wohin er sich die inzwischen für ihn eingelaufenen Briefschaften nachschicken ließ. Diese Briefschaften beruhigten ihn über diejenigen geschäftlichen Interessen, die da und dort in der Welt für ihn vorhanden waren. Er schob seine Abreise noch von Tag zu Tag hinaus, so sehr ihn auch eine innere Stimme warnte, seinen Aufenthalt noch länger auszudehnen.

Philipp Stausen hatte von Marie von Riethweiser einen eigentümlichen Auftrag mit nach Hause genommen. Die junge Frau hatte bei dem Durchstöbern der Gemächer Wilhelmens einige wertvolle Wandmalereien entdeckt, die aus der Zeit Joachim Sandrarts stammten und während der langen Jahre, in denen dieser Teil des Schlosses nicht mehr

betreten worden war, durch äußere Einflüsse stark gelitten hatten. Die Eigenartigkeit dieser Schöpfungen hatte sie so interessiert, daß sie das lebhafteste Verlangen fühlte, das was fehlte, durch eine geschickte Hand wieder hergestellt zu sehen, und so hatte ihr der junge Künstler versprechen müssen, ihr jemand zu senden, den er für diese Unternehmung am geeignetsten halte.

Es war in den Mittagsstunden eines schönen Junitages, als den jungen Künstler der Jagdwagen des Freiherrn vor der Tür eines breiten Hauses in einer Gasse der Altstadt zwischen dem „Römer“ und dem „Zollhof“, einem jener alten soliden Patrizierhäuser absetzte, welche mehr und mehr den Anforderungen der neuen Zeit zum Opfer fielen. Vor dem Hause hielt ein eleganter Wagen, dessen Pferde ungeduldig das Pflaster scharrten, der Kutscher war abgestiegen und trottete langsam auf und ab.

Die stolzen Geschlechter, die ehemals hier gehaust, waren längst verschwollen.

Das Haus war zu Geschäftszwecken vermietet und beherbergte Kaufleute, Handwerker und andere Mieter. Im Parterre befanden sich die Kontorräumlichkeiten einer Lederfirma.

Hier verabschiedete Philipp Stausen seinen Kutscher, er stieg über die breite Treppe in den dritten Stock hinauf, und befand sich plötzlich vor einem langen Gang und einem rotgestrichenen Schild mit einer Hand, worauf die Worte zu lesen waren: Zu den Ateliers!

Er schritt den Gang hinab und gelangte über eine zweite Treppe in den Seitenbau des Hauses.

Auf einer mächtigen Tür prangte ein Schild mit der Inschrift: Johannes Malten. Philipp Stausen zog an der Klingel und nach einer Minute Wartens vernahm man einen schlürfenden Schritt hinter der Tür. Es wurde von innen aufgeschlossen und ein kurz geschorener Kopf steckte sich durch den Spalt. Ein paar wässerige Augen in einem alten, mürrischen Gesicht hefteten sich neugierig auf den Wartenden.

„Ist Herr Malten zu sprechen, Hironymus?“ sagte der junge Mann.

„Ich bedauere,“ war die Antwort. „Herr Malten ist beschäftigt. Er hat eine Sitzung. Aber meiner unmaßgeblichen Meinung nach kann es nicht mehr lange dauern.“

„Einerlei. Ich werde warten.“

„Dann bitte ich Sie einzutreten. Ich werde unterdessen suchen, Herrn Malten von Ihrer Anwesenheit zu benachrichtigen.“

Er führte den Ankömmling in den sogenannten Empfangsalon des Malers und ließ ihn allein.

In dem großen hohen Raum sah es aus wie in einer Klosterzelle.

An den Wänden hingen einige Bilder, eine „Waldschmiede“, „Holzsammler auf dem Heimweg“ usw., in einer Ecke einige Schnitzereien, Reliefs von Engelsköpfen und Heiligenstatuen — ein paar Sessel, in der Mitte ein Tisch — das war alles. — Keine Teppiche, keine Draperien. Keine Verzierungen.

Philipp Stausen ließ sich in einen Sessel fallen und brannte sich eine Zigarette an.

Seine Augen wanderten bald nach rechts, bald nach links, von Tür zu Tür — aber statt des Malers, den er eintreten zu sehen erwartete, erschien wieder der Kopf seines Haushofmeisters von der rechten Seite und blickte den Wartenden pfiffig an.

Hironymus Wippchen, wie er mit seinem vollen Namen hieß, oder die „Schildkröte“, wie er seiner gemessenen Bewegungen halber von den wenigen Bekannten des Künstlers genannt wurde, war Famulus, Modell, Farbenreiber und Repräsentant des Malers in einer Person.

(Fortsetzung folgt.)

Zur Psychologie des Soldatenliedes.

Von Dr. Heinr. Schierbaum,

Leiter der Taunus-Realschule in Rönigstein.

(Wiederholt unbefugt nachgedruckt vor allem in Oesterreich.) 1

Als die schreckliche, trostlose Zeit des dreißigjährigen Krieges durch den westfälischen Frieden schließlich ein Ende gefunden, wo hätte da nach den unsäglichen Kriegsgreueln und der Verödung der deutschen Gauen unter der dumpfen Resignation des erschütterten Volksgemütes noch die reiche Poesie der Landsknechte und ihres fröhlichen Ordens erblühen sollen? Nun welkten alle Blätter auch an ihrem fröhlichen Liederbaum. Der Landsknecht zog von hinnen mit seinem Liederschatz. Für den fröhlichen Landsknecht traten die Werbetruppen des 17. und 18. Jahrhunderts ein, von einem ganz anderen Geiste beseelt als die Landsknechte. Vielschach war es der Abschaum der menschlichen Gesellschaft, leichtfertige, arbeitsscheue, rohe Gesellen, die in den Werberegimentern zusammenliefen und die nur durch eine unmenschlich eiserne Disziplin im Zaume gehalten werden konnten. Kameradschaftlicher Geist, Freude am Waffehandwerk, der, wenn auch häufig recht bissige Humor der Landsknechte, fehlte diesen Gesellen völlig, den beutelustigen, goldgierigen Geist dieses arbeitsscheuen Gesindels kennzeichnet recht das folgende Lied:

Bei keinem Bauer mag ich sein
Im Acker und im Wiste;
Ein Bürger geht mir auch nicht ein,
Trag' nicht danach Gelüste.
Ade! ich geh' dahin und lauf'
Gradwegs zu 'n Soldaten;
Da sprießet schon mein Glücke auf,
Kann recht in Rosen baden.
Herr Hauptmann, gebt mir Gold auf d' Hand,
Soldat will ich ißt werden!

Und ein anderer Geld- und Beutejäger sang daneben:

Sollt' ich einem Bauern dienen
Und mein Brot in Schweiß verdienen?
Bruder, nein, das mag ich nicht!
Lieber will ich in dem Felde
Mir verschaffen Brot und Gelde,
Wo man von den Waffen spricht:
Einem Bauern dien' ich nicht.

Uns verbrennt kein Hof und Haus,
Leben stets in Saus und Braus
Gut soldatisch in der Welt.
Auf des Regiments Unkosten
Zehren wir ganz unverdrossen;
Beim Soldaten hält kein Geld:
Ei, so geht es in der Welt.

Mancher von diesen lockeren Vögeln, der aus seinem verwegenen Lebenswandel durchaus kein Hehl machte, ließ dennach ein gewisses soldatisches Ehrgefühl nicht vermissen:

Ich hab' in meinem Leben nichts Gut's getan,
Ich hab' es auch nicht im Sinn.
Das weiß meine ganze Freundschaft ja,
Was ich für ein Bursche bin.
Jetzt bin ich ein Soldat
Und streit' fürs Vaterland;

Dasselbe zu beschützen, das macht mir keine Schand.
Neben diesen Taugenichtsen und Unverbesserlichen lief auch

Ein mancher, ein schöner,
Auch tapferer Soldat,
Der Vater und lieb Mutter
Böslich verlassen hat.

dem Ralbfell nach und dachte dann, fern der Heimat, im

schönen Strahburg voll Nefer Neue über seinen unüberlegten Streich nach.

O Himmel, was hab ich getan? —

Die Liebe war schuld daran!

klagt einer dieser unglücklichen Söldlinge. Hierzu kamen dann noch die Unglücklichen, die mit List und häufig auch mit roher Gewalt zum Kriegsdienst durch fremde Werber gepreßt wurden, vor allem durch die in den preussischen Nachbarländern unter Friedrich Wilhelm I. höchst frech auftretenden Werbeoffiziere, gegen die alle Reklamationen der kleinen Nachbärfürsten nichts halfen.

Mit List hat man mich gefangen,

Als ich im Bett schlief ein;

Stridreuter kam gegangen,

Ganz leis zu mir herein,

Sprach: „Bruder, bist du da?

Ich bin von Herzen froh!

Soldat mußt du nun werden,

Das ist nun einmal so.“

„Ade, mein Vater und Mutter!“ —

„Ade, mein lieber Sohn!“

Mein Mädchen stand von ferne,

Sah mich ganz traurig an.

So klang es aus den Reihen dieser Vergewaltigten. Von diesen besseren Elementen stammt jener schwermütige, sentimentale Ton. Wehmütig klangen ihre Lieder, und ihre Herzen waren krank von Heimweh. Sie fühlten sich abgestoßen von dem rohen Treiben und der Beutelust derer, die froh waren, im Soldatenleben die Befriedigung ihrer niedrigen Instinkte zu finden. „Schneidend erklang dieser Gegensatz in den Liedern der deutschen Krieger, die für englisches und holländisches Geld von ihren Landesfürsten in fremde Lande zum Kriegsdienst verliehen wurden.“ Da sangen die alten Söldlinge in der neuen Welt:

Edle Freiheit, du mein Leben,

Wie betrübt ist unser Stand!

Stets in Trauer muß ich leben,

Weil ich ein Soldat ja bin.

Jung bin ich dazu gekommen,

Was hat mich dazu gebracht,

Daß ich Handgeld hab' genommen

Und die Freiheit so veracht?

Und in meinen jungen Jahren

Lebt ich's im Soldatenstand.

Da bekam ich graue Haare,

Mücht' zurüd ins Vaterland.

Edles Deutschland tußt mich kränken,

Wenn ich dich von ferne seh',

Mücht' ich gleich zu Boden sinken,

Weil ich nicht zu Haus kann geh'n.

Dagegen befand sich mancher dieser verschachtelten Söldner bei dem Verkauf ganz wohl; so sang einer, der 1777 mit den Hessen auf englischen Schiffen nach Amerika zog, um unter den englischen Fahnen gegen die Freistaaten zu kämpfen:

Das rote Gold, das rote Gold

Das kommt mal nur so hergerollt,

Da gibt's auch, da gibt's auch

Da gibt's auch bessern Sold.

Damals erscholl auch aus dem Munde der hessischen Truppen auf dem Rhein während der Überfahrt zur neuen Welt zum erstenmal das flotte Liedlein:

Ein Schifflein sah ich fahren,

Kapitän und Leutenant.

Darinnen waren geladen

Drei brave Kompagnien Soldaten.

Kapitän, Leutenant, Fähnrich, Sergeant,

Nimm das Mädel, nimm das Mädel bei der Hand.

(Fortsetzung folgt.)

Zum Gedächtnis an grosse Zeit.

6. April 1915. — **Ausscheiden des Kampfes im Maastal.** — **Russische Angriffe im Osten.** Die französischen Angriffe bei Willy-Apremont und Flirey endeten mit Abweisung des Feindes. — Östlich und südöstlich von Kalwarja sowie östlich von Augustow waren russische Angriffe erfolglos.

7. April 1915. — **Kämpfe im Westen und Osten.** — In den Argonnen brach ein französischer Angriff im deutschen Feuer zusammen. Östlich und südöstlich von Verdun scheiterte eine Reihe feindlicher Angriffe gegen die deutschen Stellungen. Auch bei Apremont und am Westrand des Priesterwaldes hatte der Feind keinen Erfolg. — Auf russischem Gebiet, südöstlich von Memel, wurde bei Andziewo ein russisches Bataillon gefangen genommen. Russische Angriffe östlich und südlich von Kalwarja sowie südlich von Augustow wurden von unseren Truppen abgewiesen.

8. April 1915. — **Schwere Verluste der Franzosen bei Verdun.** In der Woivre-Ebene östlich und südöstlich von Verdun scheiterten sämtliche französische Angriffe. Von der Combres-Höhe wurden die an einzelnen Stellen bis in die deutschen vordersten Gräben eingedrungenen feindlichen Kräfte im Gegenangriff vertrieben. Auch am Selouswald, am Walde von Willy, im Priesterwalde und westlich von Apremont hatten die Franzosen bei ihren Angriffen, trotz ihrer wiederholten Anstürme, nicht den geringsten Erfolg. Ihr Gesamtverlust auf der ganzen Front war außerordentlich groß. — Die Kämpfe am Hartmannsweilerkopf dauerten den ganzen Tag über an.

9. April 1915. — **Kämpfe um die Combreshöhe.** — **Kämpfe im Osten.** — Die Hauptangriffe der Franzosen zwischen Maas und Mosel richteten sich gegen die Combreshöhe und die Woivre-Ebene. Von Mittag bis Mitternacht griffen sie hier 4 mal, stets in einer Breite von 6 Kilometer an, und stets wurden sie verlustreich zurückgeschlagen. Auch in der Mitte der Front, in der Linie Seuzey—Spada machten sie einen erfolglosen Angriff, indes war dieser, ebenso wie der im Walde von Willy und auf der Linie Regneville—Fey en Hane nicht so ernst gemeint. — Im Osten gab es Gefechte bei Kalwarja und Mariampol, während es im Waldgebirge östlich des Ussoler Passes zu heftigen Kämpfen kam. — Deutsche Truppen eroberten nördlich Tucholka eine von den Russen bereits lange verteidigte Höhenstellung, während in den Ostbeskiden die von den Deutschen und Österreichern eroberten Stellungen neu befestigt und ausgebaut wurden.

10. April 1915. — **Kämpfe im Westen und Osten.** — Auch an diesem Tage endeten die sämtlichen Angriffe der Franzosen an der Front zwischen Maas und Mosel, vom nördlichen Orne über Combres bis zum südlichen Regneville mit Mißerfolgen. — Zwar rühmten sich die Franzosen mehrerer Siege und ihr Oberbefehlshaber Joffre dankte sogar den Truppen für ihre Erfolge, aber das Märchen der eroberten Combreshöhe wurde durch deutsche Richtigstellung sehr bald widerlegt. — In den Ostbeskiden begannen jetzt die Russen, die augenscheinlich Verstärkungen herangezogen hatten, neue Angriffe gegen die vereinigten deutsch-österreichischen Truppen, die am genannten Tage leicht abgewiesen wurden.

11. April. 1915. — **Zwischen Maas und Mosel.** — Im Laborzatal. — Unter sehr schweren Verlusten versuchten die Franzosen immer und immer wieder zwischen Maas und Mosel die deutschen Stellungen zu durchbrechen. Namentlich um die Combreshöhe und deren Kamm zu gewinnen, machten sie am Morgen und Abend Sturmangriffe und im Priesterwalde kam es zu heftigen Naktkämpfen, indes gelang es dem Feinde nirgendwo die Oberhand zu gewinnen. — Bei Willy gab es einen Naktkampf und bei Flirey

hatten die Franzosen sehr schwere Verluste. — Im Laborzatal im Osten gingen nun die Russen, nachdem sie ihren Angriff mit starkem Artilleriefeuer vorbereitet hatten, vor und gewannen auch einigen Boden; dann aber schlugen die schweren Haubitzen geschosse in ihre Reihen und diese mußten unter starken Verlusten weichen. Es konnte hier festgestellt werden, daß tatsächlich die russische Infanterie durch hinter ihr stehende Maschinengewehre ins Feuer getrieben wurde. — Am genannten Tage kam der deutsche Hilfskreuzer „Kronprinz Wilhelm“ in Newport News an und auch er wurde später gleich dem „Prinz Friedrich“ auf seinen Wunsch interniert, um den Engländern nicht in die Hände zu fallen.

12. April 1915. — **Zwischen Maas und Mosel.** — Im Laborzatal. — An diesem Tage waren zwischen Maas und Mosel namentlich die französischen Angriffe bei Maizeran, östlich von Verdun und Marcheville, südwestlich davon, sehr heftig; dreimal rannten die Franzosen geradezu in das deutsche Feuer und fanden so ihr blutiges Ende. Im Priesterwalde setzten sich die Naktkämpfe fort, die an Erbitterung noch zunahmen. — In Vergeltung eine französischen Fliegerangriffes auf die offene Stadt Wülheim wurde Nancy von deutschen Fliegern ausgiebig mit Spreng- und Brandbomben belegt. Eine andere Vergeltung wurde England gegenüber geübt, wo die Besatzungen der Unterseeboote nicht als Kriegsgefangene, sondern als Verbrecher behandelt wurden; als die deutschen Proteste nichts halfen, wurden am genannten Tage 39 gefangene englische Offiziere in Militärarrestanstalten überführt. Das half alsbald. — Im Osten rückten im Laborzatal die Russen bis auf 100 Meter vor die deutschen Stellungen und suchten die Felsköpfebnhöhe zu gewinnen. Der Angriff wurde abgeschlagen.

(Fortsetzung folgt.)

Literarisches.

Die schwere Not von Richard Stowronnek. Der neue Band der Ulstein-Bücher, 1 M. Nach den „Sturmzeichen“ und dem „Großen Feuer“ erscheint jetzt, unabhängig von diesen beiden Werken und doch eine Fortführung des darin behandelten Stoffes, Richard Stowronneks Roman „Die schwere Not.“ Es ist der Roman der Ruffenherrschaft über Ostpreußen. In der Grenzlandschaft Masurens, zwischen See und Moor, und in der kleinen Stadt, die er Ordensburg nennt, läßt Stowronnek die der Wirklichkeit nachgedichteten Ereignisse geschehen. Bis eines Tages über dem Forst von Beldahnen ein deutscher Flieger durch die Luft kreist, bis der Chor der Waldflüchtlinge das alte, mächtige Lutherlied anstimmt, und bis dann auf dem Markt, vor dem Hotel zum königlichen Hof, bei festlichem Glockengeläute die Dankbarkeit der Befreiten dem General von Hindenburg zujauchzt. Echt und unmittelbar ist Stowronnek in der Wiedergabe seiner Heimatwelt, ihrer schlichten Menschen, ihrer Natur, voll behaglichen Humors in der Charakteristik der großfürstlichen Weibervirtschaft, deren Schauplatz das ostpreussische Städtchen eine Zeit lang sein muß, voll herber Kraft in der Veranschaulichung russischer Offiziers- und Soldatentypen.

Luftige Ecke.

Unter Soldatenbräuten

— „Wie hübsch, daß man die feldgrauen Uniformen auch im Frieden beibehalten wird!“
— „Mir gefallen die andern besser!“
— „Mir auch! Aber den Herrschaften fällt's nicht so auf, wenn heute ein Kürassier, morgen ein Ulan und übermorgen ein Dragoner in der Küche sitzt!“

Verantwortliche Schriftleitung, Druck und Verlag
Ph. Kleinböhl, Königsstein im Taunus.